

VI

Q

Die  
**Voraussetzungslosigkeit**  
 der  
**protestantischen Theologie.**

—  
**Rede**  
 beim Antritt des Rektorats der Universität Kiel

5. März 1903

gehalten von

Professor Otto Baumgarten.

BI 168/297424+1



Kommissions-Verlag für die Universität Kiel,  
 Lipsius & Tischer.  
 Druck von Schmidt & Klaunig.

558359

16

All 210

~~Vil 164~~

B 348



~~116/297424~~

168/297424

### Hochansehnliche Versammlung!

Es wird allen denen, die an unserem akademischen Leben Anteil nehmen, unvergessen sein, wie aus Anlaß der Errichtung einer katholischen Geschichtsprofessur in Straßburg der Nestor der deutschen Geschichts-Wissenschaft, Theodor Mommsen, das Prinzip der freien Forschung auf unsern Hochschulen gefährdet erklärte durch die Eintragung konfessioneller Gesichtspunkte. Die Mehrzahl auch unserer Kollegen hat in einem öffentlichen Schreiben an Mommsen sich seine Auffassung angeeignet. Wenn aber andere, denen jenes Prinzip auch für unantastbar gilt, sich dieser Kundgebung nicht anschlossen, so lag das daran, daß sie sich stießen an der behaupteten Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft. Als dann namens der katholischen Wissenschaft Freiherr v. Hertling bestritt, daß irgend eine Wissenschaft der Voraussetzungen völlig entbehren könne und daß die katholischen Voraussetzungen gelten müßten, wenn sie sich dem Forscher als zurecht bestehende erwiesen, da gab Mommsen zu, daß allerdings von einer völligen Voraussetzungslosigkeit nicht die Rede sein könne und daß selbstverständlich ernste katholische Überzeugung innerhalb der Vertreter der Wissenschaften geduldet werden müsse. Des weiteren aber unterschied er ausdrücklich mit Hinsicht auf die Forderung freier Wissenschaft die ändern von den theologischen Fakultäten; für jene allein verwarf er die Bindung an Dogmen und Voraussetzungen eines kirchlichen Instituts.

Damit ist die schwere Frage nach dem wissenschaftlichen Charakter der theologischen Fakultäten und nach ihrer Berechtigung im Organismus der Universitäten berührt. Nun haben im letzten Jahr im preußischen Herrenhaus wie auf mehreren Provinzialsynoden

Verhandlungen über die Lehrfreiheit der Theologieprofessoren stattgefunden, wobei die eine Seite betonte, daß die theologische wissenschaftliche Arbeit sich dadurch von der auf den übrigen wissenschaftlichen Gebieten unterscheidet, daß jene an der göttlichen Offenbarung in der Bibel und an deren normativer Auslegung in den Bekenntnisschriften der Kirche ihren Ausgangspunkt, ihre nicht erst in Frage zu stellende Voraussetzung habe. Von anderer, vermittelnder Seite wurde die Rücksicht auf die kirchlichen Bedürfnisse des praktischen Amtes als selbstverständliche Folge des geschichtlichen und organischen Zusammenhangs der theologischen Fakultäten mit der evangelischen Kirche bezeichnet.

Es leuchtet ein, daß mit der also bestrittenen Voraussetzungslosigkeit der Theologie deren Gleichberechtigung innerhalb des Lehrkörpers der Universitäten in Frage gestellt ist. Untersuchen wir, zwar persönlich nicht unbeteiligt, doch sine ira et studio die Voraussetzungsgebundenheit und Voraussetzungslosigkeit der Theologie!

Unleugbar besteht ein enges Band zwischen den theologischen Fakultäten und den Landeskirchen, in deren Bereich sie liegen. Vor etwa hundert Jahren hat der große Reorganisator der Theologie Schleiermacher seiner „Kurzen Darstellung des Theologischen Studiums“ den Satz vorangestellt, daß die Theologie eine positive Wissenschaft sei, deren Teile zu einem Ganzen nur verbunden seien durch ihre gemeinsame Beziehung auf eine bestimmte Glaubensweise; die Zusammengehörigkeit ihrer Elemente leite sich nicht daraus her, daß sie einen vermöge der Idee der Wissenschaft notwendigen Bestandteil der wissenschaftlichen Organisation bildeten, sondern allein daher, daß sie zur Lösung einer praktischen Aufgabe erforderlich seien. Und allgemein ist anerkannt, daß die Fächer der systematischen Theologie in ihrer religionsphilosophischen Begründung der Philosophie, die Fächer der exegetisch-historischen Theologie teils der Philologie, teils der Geschichte anheimfallen würden, sobald jene praktische Klammer hinwegfielen, die in der praktischen Theologie ihre besondere Verkörperung findet: das Interesse an Kirchenleitung und Kirchendienst. Denn der von vielen Gelehrten geäußerte Wunsch, die Fakultät um der Reinheit und Weite ihrer wissenschaftlichen Gesichtspunkte willen aus einer

solchen für christliche Theologie in eine Fakultät für allgemeine Religionswissenschaft zu verwandeln, ist im Grunde identisch mit dem Wunsche, sie zu einem der Sprachwissenschaft analogen Zweig der philosophischen Fakultät zu machen.

Abgesehen von dieser verdanken alle Fakultäten ihren Bestand und die Zusammenfassung ihrer Elemente großen praktischen Aufgaben. In diesen Aufgaben liegen doch auch für die juristische und medizinische Fakultät gewisse Voraussetzungen, die kein Mitglied derselben leugnen wird: für jene, wie die sozialistische Kritik der liberalen Forderung voraussetzungsloser Wissenschaft auch hervorhob, die Voraussetzungen des modernen Klassenstaates und der in ihm üblichen Abschätzungen der Kulturwerte, für diese die Voraussetzungen einer rein naturwissenschaftlichen, ätiologischen Behandlung der Krankheiten; ein Republikaner oder Anarchist wäre in der juristischen, ein Scientist oder Wunderdoktor in der medizinischen ebenso unmöglich als ein Atheist oder Katholik in einer evangelisch-theologischen Fakultät.

Aber wer wird diese Voraussetzungen für unwissenschaftliche Vorurteile erklären? Sie mögen subjektiv, durch Lebens- und Bildungsgeschichte mitbedingt sein; aber sie können durch die umsichtigste, unbefangenste Analyse der Wirklichkeit ihre Bestätigung empfangen. Das nur muß von jedem Diener der Wissenschaft gefordert werden, daß er auf seinem Forschungsgebiet die unmittelbaren naiven Voraussetzungen anerzogener Meinungen und Urteile, des bloßen Augenscheins und der Wertschätzung, hypothetisch in Frage stelle; wenn er aber sich aus den naiven Voraussetzungen herausgearbeitet hat, dann wird er zu neuen wissenschaftlichen Voraussetzungen kommen, zu wissenschaftlich gewonnenen letzten Sätzen, die sich nicht weiter begründen lassen, selbst aber einfach unentbehrlich sind, soll nicht auf eine denkende Beherrschung der Erscheinungswelt verzichtet werden. Auch die objektivste, praktisch uninteressierteste Wissenschaft, die Naturwissenschaft, kann nicht verzichten auf solche ihre Denk- und Forschungsarbeit regelnde Voraussetzungen über das Wesen der Körper und ihre Bewegung, über die Erhaltung der Kraft und die Lückenlosigkeit der Entwicklung, letztlich über die Unverbrüchlichkeit des Bandes zwischen Ursache und Wirkung. Kann man diese Voraussetzungen generelle

oder Axiome nennen, womit nicht gesagt ist, daß sie vor einer nachherigen Revision durch neue Beobachtungen und Einsichten geschützt sind, so treten bei allen Geistes- oder Geschichtswissenschaften notwendig gewisse subjektive Voraussetzungen hinzu, Werturteile, die man auch Vorurteile nennen kann. Denn wer sich da nicht als bloßer Chronist oder Registrierapparat der Konstatierung vereinzelter Details verknechtet, wer zu einer Gesamtauffassung großer Gruppen von Kulturwerten, gar zu einer künstlerischen Darstellung derselben kommen will, der wird seine freilich durch die Beschäftigung mit geistigen Größen gereifte Persönlichkeit nicht verleugnen, sondern dazu benutzen, einen Standpunkt oberhalb der Tatsachen zu gewinnen und so sie übersichtlich und charakterisierend zu ordnen. Wenn wir dabei noch ganz absehen von der menschlichen Schwäche, die schon bei der Feststellung der historischen Tatsachen ihre naiven Vorurteile als trübende Brillen vor Augen behält und darum findet, was sie sucht — bei der Beurteilung der Tatsachen und der Gesamtauffassung der Geschehnisse und des allgemeinen Gangs der Weltgeschichte muß sich die Welt- und Lebensanschauung, die nicht bloß das Produkt wissenschaftlicher Beschäftigung mit den Objekten ist, unweigerlich geltend machen. Allein das Werturteil des Forschers, das das Produkt seines wissenschaftlichen und persönlichen Lebens ist, wirkt belebend auf den historisch-kritisch gesammelten Stoff, ja es ist, wie man treffend gesagt hat, „das divinatorische Schöpferwort“. Daß dies insonderheit für die Erforschung geschichtlicher, besonders religionsgeschichtlicher Persönlichkeiten gilt, also auch für die Gesamtgeschichte des Christentums, das doch wesentlich Geschichte von Persönlichkeiten ist, bedarf nicht weiterer Erörterung. Das letzte Wort spricht da wahrlich nicht der exakte Forscher, sondern es ist überhistorisch, ja ein Bekenntnis, das auf dem Hintergrunde eignen Lebensinhaltes sich erhebt. Die großen, bleibenden Charakteristiken historischer, geistiger Persönlichkeiten oder Entwicklungen werden also weniger der Voraussetzungslosigkeit als der tieferen Gebundenheit an persönliche Voraussetzungen oder Vorurteile verdankt. Ja selbst der Erruierung des Tatbestandes hat die Voraussetzungsgebundenheit der Forscher schon vielfach Nutzen gebracht, wie anlässlich des Falles Spahn an dem Beitrag illustriert wurde, den die katholischen Forscher

von Döllinger und Janssen bis Spahn und Ehrhard zur Befreiung der Reformationsgeschichte von dem Übermaß protestantischer Lobredner geleistet haben. Und subjektiv wahr ist gewiß die Behauptung jener Forscher, daß sie sich durch ihr religiöses Bekenntnis und ihre auf innerer Überzeugung beruhende Zugehörigkeit zu ihrer Kirche in keiner Weise mehr oder anders beschränkt fühlen, wie jeder Anhänger irgend einer anderen Weltanschauung oder auch politischen Auffassung von seiner anders gerichteten Überzeugung in der Sachlichkeit seiner Forschung berührt wird.

Wie aber diese katholischen Historiker, so können mit gewissem Recht die Vertreter der konfessionell gebundenen Theologie den angeblich Voraussetzungslosen entgegenhalten, daß sie lediglich ihre irreligiösen an Stelle der religiösen Voraussetzungen setzen, weil sie kein Gefühl haben für die innere religiöse und sittliche Macht, für den zwingenden Geistesgehalt, den die konfessionellen Voraussetzungen für ein Gemüt haben, das mit seiner reichen Phantasie wie mit allen heiligen Erinnerungen und Hoffnungen in diesen Voraussetzungen wurzelt. Und wiederum wird man urteilen müssen, daß ein gewisses Maß positiver Kongenialität unentbehrlich ist selbst zu einer wissenschaftlichen Pflege eines bestimmten Kulturgebietes. Wenn es denn die einheitliche praktische Aufgabe der theologischen Fakultät ist, den geistigen Besitzstand des Christentums, rein und klar bewußt, in seinem geschichtlichen Werden wie in seiner bleibenden Eigenart erkannt, den zukünftigen Dienern der Kirche zu übermitteln und sie dadurch tüchtig zu machen zu ihrem Dienst, so setzt das auf Seiten der Lehrenden wie der Lernenden eine starke Empfänglichkeit und ein günstiges Vorurteil für diesen Besitzstand voraus. Diese subjektiven Voraussetzungen aber kommen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Religion nur zu gut; denn sie stärken nur die Fühlfäden, die divinatorischen, nachschöpfenden Tiefblicke für die persönlichen Kräfte und inneren Zusammenhänge der geschichtlichen Religion.

Die praktische Theologie nun gar, die, ganz im Allgemeinen gesprochen, die theoretischen Erkenntnisse der geschichtlichen und systematischen Theologie flüssig zu machen und anwenden zu lehren hat für das kirchliche Handeln — wie sollte sie voraussetzungslos sein in dem Sinne, als ob sie jenem Lebensgebiet neutral

oder gleichgültig gegenüber stände, dem sie die jugendlichen Kräfte zuführen soll? Es hat ja manchen Vertreter dieses Faches gegeben, der über Alles sich bemüht hat, ihm eine streng wissenschaftliche Haltung zu geben, sei es durch die Betonung der geschichtlichen Genesis und der prinzipmäßigen Ausbildung aller Zweige des kirchlichen Handels, sei es durch eine strikt systematische Deduktion aller einzelnen Betätigungen aus dem Wesen der Religion, der Konfession und des kirchlichen Lebens. Aber teils die völlige Teilnahmslosigkeit der Jugend für diese historisch-systematische Wissenschaft der praktischen Theologie, teils die Unfruchtbarkeit der deduktiven und historisierenden Methode für das kirchliche Leben haben eine realistischere Zeit zu einem unmittelbarer praktischen Betrieb der praktischen Theologie veranlaßt, der seine Wissenschaftlichkeit sucht in der unbedingten Gebundenheit an die Resultate der theoretischen Theologie und in der wissenschaftlich-methodischen Induktion und Beschreibung der religiösen und kirchlichen Wirklichkeiten, die es durch jene Resultate zu befruchten und weiterzubilden gilt. Im allgemeinen darf aber gewiß angenommen werden, daß bei solcher Beschäftigung mit der praktischen Wirklichkeit, der die meisten Vertreter des Faches wie einst sein Begründer Schleiermacher nebenamtlich dienen, eine Fülle von Voraussetzungen oder Werturteilen erwachsen, die wahrhaftig nicht die Gefahr der Neutralität, wohl aber die der vorurteilsvollen Gebundenheit nahe legen.

Um so energischer und ständiger muß der Theologe, auch der praktische Theologe, sofern er Mann der Wissenschaft sein will, sich die unbedingte Pflicht der Voraussetzungslosigkeit in dem Sinn gegenwärtig halten, wie sie für alle Männer der Wissenschaft gilt und wie sie in den Eingangs erwähnten Protesten gegen konfessionelle Wissenschaft von allen Urteilsfähigen gemeint war. Nur soweit die Theologie dieser Pflicht genügt, hat sie ein Recht auf völlige Zugehörigkeit zur Universitas litterarum. Man kann diese Pflicht ganz im allgemeinen als die Pflicht charakterisieren, während der Forschung oder Untersuchung sich völlig abzuwenden von der Erwägung der Folgen der Forschung für das Leben. Man hat uns kürzlich an das herrliche Wort Wilhelm

von Humboldts erinnert: „Die Wissenschaft gießt oft dann ihren wohlthätigsten Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint.“

Das sollten wir Deutsche doch nicht übersehen, die wir den Siegeszug des deutschen Unternehmungs- und technischen Geistes gerade der Blüte der zunächst der Praxis abgewandten reinen Naturwissenschaft verdanken. Auch die Theologie schuldet dieser Blüte nicht zum Geringsten die Verbesserung ihrer Methode. Indem sie mehr und mehr die nämliche Methode befolgte, die sich in den übrigen Geisteswissenschaften Bahn gebrochen hatte, die Methode, welche diese Wissenschaften den Naturwissenschaften angenähert hat, indem die Theologie von genauester Beobachtung der einzelnen Momente eines Gedanken- oder Schrift- oder Geschichtskomplexes zu einem Zusammenhang von Wahrscheinlichkeitsschlüssen fortschritt, der schließlich eine befriedigende und völlig gesicherte Totalansicht erlaubte, also die Induktions- mit der Wahrscheinlichkeits-Methode verband, gewann sie eine erhebliche Sicherung gegen den spekulativ-ästhetischen Trieb, der das Denken früherer Generationen so leicht über alle entgegenstehenden Tatsachen hinweg zu denjenigen Schlüssen führte, die ihren supranaturalistischen oder rationalistischen Gelüsten genügten. Nun hat uns die exakte naturwissenschaftliche und philologische Arbeitsweise zu jenem Respekt vor jeder, auch der kleinsten Tatsache geführt, der z. B. wegen einer bestimmten grammatischen Form oder wegen eines nicht als mehrdeutig bekannten Wortes entscheidende Grundstellen des Schriftbeweises für eine bedeutsame kirchliche Lehre preisgibt. So hat sich denn auch unsere Wissenschaft dem strengen Wirklichkeitssinn eröffnet, will wenigstens die Dinge nur sehen, wie sie wirklich sind, stellt ihre Sätze nie als abgeschlossene Lehre auf, sondern bindet sie an die fortgehende Kontrolle neuer Erfahrung, die sie kritisch ordnet. Die Gebiete aber, in die unmittelbare Erfahrung und Quellenforschung nicht hineinreicht, überläßt sie darum doch nicht dem gläubigen Vorurteil, sondern entweder dem non liquet oder der divinatorischen Wahrscheinlichkeitsrechnung. So erwächst allmählich eine vergleichende Religionsgeschichte, die das Christentum immer mehr aus seiner isolierten Stellung befreit und an Stelle einer unvermittelten Offenbarung und rein immanenten

Entwicklung ein Wechselverhältnis mit den anderen Religionen setzt, das, auch wenn man alle Übertreibungen, wie sie bei den Babel- und Bibelvergleichen an der Tagesordnung sind, vermeidet, doch das Eine sicher stellt: Das Christentum hat gar keine Vorstellung allein aus sich gebildet, hat freilich auch keine überkommene Vorstellung unverwandelt gelassen durch die Kraft seines inneren Lebens. So erzieht uns denn die Theologie als Erfahrungs- und Quellenwissenschaft zu einer solchen Fassung unserer Lehrsätze, die der nachgängigen Kontrolle und Korrektur durch die historische Detailforschung und die weiter blickende, vergleichende Wahrscheinlichkeitsrechnung stets offen bleibt. Wir werden keine Tatsache weglegen oder nur verschleiern, so sehr sie auch unserem Gottesglauben oder unseren heiligen Traditionen widerstreiten mag, etwa um parteiisch zu sein für Gott.

Das Entscheidende dieser Methode ist also der entschlossene Wille, alle mitgebrachten Voraussetzungen und Vorurteile der immer erneuten Revision durch neu beobachtete Tatsachen und neu erwogene Wahrscheinlichkeiten zu unterwerfen. Voraussetzungslos im strikten Sinn können und wollen wir nicht sein, aber jederzeit bereit, die Voraussetzungen durch neue Ergebnisse revidieren zu lassen. Und das bedeutete unser Protest gegen konfessionelle Wissenschaft, daß da auf diesen Willen der Voraussetzungslosigkeit verzichtet wird, daß Voraussetzungen anerkannt werden sollen, die nicht revidierbar, nicht durch fortgehende Untersuchung und Beobachtung zu bestätigen oder zu erschüttern, sondern durch einen außerhalb der Wissenschaft stehenden kirchlichen Machtwillen ein für alle Mal festgesetzt sind. Es bedarf keines detaillierten Nachweises, daß diese Bindung an die kirchliche Approbation, wie sie bei wissenschaftlichen Publikationen vorgedruckt wird, den Willen der Voraussetzungslosigkeit bricht. Wir Alle sind wider Willen oft gebunden an die in Fleisch und Blut übergegangenen Voraussetzungen; aber wir wollen von ihnen loskommen. Jene aber wollen es nicht; denn sie dürfen es nicht. Es ist hier nicht der Ort und auch kein Bedürfnis, die unentrinnbaren Kollisionen festzustellen, in die die katholischen Forscher durch die Verfestigung ihrer kirchlichen Voraussetzungen auf dem Gebiet der Philosophie und Geschichte geraten müssen, wenn sie es nicht vorziehen, ihre Forschungen auf

neutrale Punkte zu richten. Das System kirchlicher Gewißheiten, dem sie Gehorsam geloben, umfaßt eine Fülle geschichtlicher Einzelheiten und größerer Zusammenhänge, die der fortgehenden Quellenforschung unterliegen. Wer da zwingenden oder doch einleuchtenden neuen Resultaten hartnäckige Ablehnung entgegenzusetzen muß, dessen Gebundenheit an Voraussetzungen ist dem wissenschaftlichen Geist entgegengesetzt, der den Willen der Voraussetzungslosigkeit involviert.

Aber bringt uns evangelische Theologen nicht unser Zusammenhang mit den Landeskirchen in den gleichen Konflikt mit der freien Wissenschaft? Nun, von der Kieler Fakultät gilt das sicher nicht: sie fordert von ihren Gliedern nur objektive Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche, nicht aber Verpflichtung auf irgend ein in Symbolen niedergelegtes System kirchlicher Gewißheiten. Und wo sonst vielleicht ein Professoreneid auf die heilige Schrift oder die symbolischen Bücher vorkommt, da bezieht er sich nur auf den religiösen Gehalt, nicht auf die theologische Form. Wo man aber doch von protestantischen Forschern eine gebundene Unfreiheit gegenüber zwingenden und einleuchtenden Erkenntnissen verlangt, da verleugnet man das Prinzip der protestantischen Gewissensfreiheit, die nach einem Lutherschen Wort Gottes Willen in den Tatsachen selbst zu erkennen und immer besser zu erkennen hat.

Aber man erinnert mich, daß die wesentlichsten Arbeiten der Theologie, zumal der systematischen, gar nicht mit der Methode der exakten, experimentellen Naturwissenschaft, also auch nicht mit ihren zwingenden Schlüssen sich vollziehe. Man ist zeitweilig in den Geisteswissenschaften zu weit gegangen in der Anlehnung an die Naturwissenschaft und hat deren Methode für die allgemein wissenschaftliche erklärt. Dagegen hat man nun immer mehr die relative Unerkennbarkeit, die Inkommensurabilität der psychischen Erscheinungen erkannt. Handelt es sich dabei nicht sowohl um wahrnehmbare Größen, sondern um deren Verarbeitung durch das wertgebende und schätzende Gemüt, so fordert die wissenschaftliche Deutung dieser Größen mehr als die exakte Logik der Induktion, vielmehr eine künstlerisch geartete, imaginative und divinitorische Induktion. In der Geschichte, zumal in der Religionsgeschichte, haben wir es mit so kapriziös komplizierten Prozessen, mit dem

Zusammenwirken so unberechenbar vieler treibender Kräfte zu tun, am letzten Ende mit dem Geheimnis des persönlichen Lebens, daß dafür eine besondere Methode der Bearbeitung ausgebildet werden muß. Auf der anderen Seite warf sich in den Naturwissenschaften ein leidenschaftliches Interesse auf die Entwicklungsgeschichte, meist ohne zu bemerken, daß damit die Natur unter eine Kategorie der Geschichte gestellt wurde; nur Eines fehlt dem naturwissenschaftlichen Evolutionismus, er kann wohl die Veränderung erklären, nicht aber den Fortschritt; er kann nicht begründen, daß das Ergebnis der Veränderung eine höhere d. h. wertvollere Form ist. So drängt Alles hin auf das Problem der Werte, womit auch Windelband seine Geschichte der Philosophie beschließt: in dem verschiedenen Verhältnis zu den Bestimmungen des Wertes ist der Unterschied der naturwissenschaftlichen und historischen Methode begründet. Die neuesten Bemühungen auf philosophischem Gebiet laufen hinaus auf eine Kritik der historischen als der Kulturwertesetzenden und beurteilenden Vernunft und setzen der Philosophie das Ziel, eine Lehre von den allgemeingültigen Werten, nicht als Tatsachen, sondern als Normen zu bieten.

Ist nun aber die Religion praktische Wertung und Deutung der Welt, ist das Christentum unlöslich gebunden an die Wertung und Deutung, die in der geschichtlichen Wirklichkeit Jesu Christi gegeben ist, so liegt auf der Hand, welches intensive Interesse wir an dem Problem der Werte nehmen müssen, speziell an der großen Frage, wie aus der alles Einzelne endlich bedingenden, in Fluß und Relativität setzenden Geschichte absolute Normen gewonnen werden können. Wir sind darum Trölsch zu lebhaftem Dank verpflichtet, daß er die bedeutende Einleitung in die historischen Wissenschaften, die Rickert unter dem Titel: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ gegeben hat, für die Theologie fruchtbar zu machen sucht. Es kann hier nur in Kürze das Resultat der Rickert'schen Untersuchungen mitgeteilt werden. Indem von der Biologie als einem Mittelgliede zwischen beiden Gebieten abgesehen wird, ergibt sich als der große Unterschied beider Methoden dies: das Ideal der naturwissenschaftlichen ist die völlige Austilgung alles Einmaligen und Besonderen und die völlige Reduktion alles Bewußtseinsinhaltes auf etwas Allgemeines, immer und überall

Geltendes; das Ideal der historischen Methode ist die Erhebung des Charakteristischen und Interessierenden an dem unendlich Mannigfaltigen zum Organisationsprinzip. Dort gilt es die Vielgestaltigkeit der Erscheinungen zu ordnen und zu beherrschen durch allgemeine Gesetze, die für alle Fälle gelten, hier durch individuelle Wertganze, die eine Reihe einzelner Vorgänge zu einem einmaligen, individuellen und unteilbaren Ganzen zusammenhalten. Man hat den Unterschied der Methoden treffend auf die Formel: nomothetisch und idiographisch gebracht, weil in der Naturwissenschaft als letzter Begriff der eines alle Veränderungen gleichmäßig bedingenden Gesetzes, in der Historie der einer alle einmaligen Tatsachen zu einer Kette von Wertbildungen zusammenschließenden Entwicklung herrscht. Man mag nun billig zweifeln, ob die einfache Gleichsetzung der nomothetischen mit der naturwissenschaftlichen und der idiographischen mit der historischen Methode sich halten lassen wird. Uns interessiert daran wesentlich das, daß hier die Hegel'sche Geschichtsauffassung, die das nomothetische Allgemeine zur hervorbringenden Kraft und zum endgiltigen Ziel des idiographischen Besonderen hatte machen wollen, definitiv überwunden ist durch die Erkenntnis, daß in der Geschichte die Individualitäten, die persönlichen Werte und Normen, das Durchschlagende und Organisierende sind. So ist der rationalistischen Tyrannei des Allgemeinbegriffs die Anerkennung des unwiederholbaren Wertes der besonderen individuellen Bildungen entgegengesetzt und der Vorzug des Lebens und der Wirklichkeit vor der Abstraktion gewahrt.

Aber kommen wir mit diesen historischen Werturteilen nicht ganz unter die Knechtschaft der subjektiven Voraussetzungen? Geschichte zu treiben, geht tatsächlich aus einer inneren Nötigung des Denkens hervor, Wertideale zu bilden an den in der Geschichte vorliegenden Wertbildungen. Diesen Erkenntnistrieb, der zur Historie treibt, genügt eine zerstreute, archaisch gelehrte Geschichtsbetrachtung nicht, die nur von empirisch auftauchenden Werten aus die historischen Bildungen organisiert und versteht; ihm genügt nur eine großzügige Geschichtsphilosophie, die den Menschheits- und Weltzweck durch die aufsteigende Folge von Wertbildungen sich realisieren sieht. Damit erhält das wertende Bewußtsein des Historikers gewiß eine zentrale Stelle. Aber das bedeutet nicht,

daß das Verständnis der Wirklichkeit subjektiven und zufälligen Wünschen untergeordnet wird. Denn es handelt sich bei der Forschung und Darstellung zunächst nicht um den Wert, den eine Reihe einzelner Vorgänge für den Historiker selbst haben, sondern um den ganz allgemeinen Wert, den einmalige individuelle Gebilde für die Kultur der Menschheit überhaupt haben. Das ist gerade der Maßstab für historische Bildung, wie weit wir die Wertbildungen der Geschichte unparteiisch erkennen, übersehen, vergleichen und in eine in ihnen liegende Stufenfolge ordnen können, um dann aus ihnen die inhaltlichen Gedanken der Werte des Lebens zu entnehmen. Dabei findet eine wechselseitige Befruchtung der historischen und der persönlichen Erfahrung statt. Denn, wie alle großen Historiker beweisen, hängt der Reichtum des Historikers an Wertbestimmungen, durch die er die vergangenen Einzelheiten organisiert, wesentlich ab von der Vielseitigkeit und Energie, womit er gleichzeitige Wertbildungen erlebt; wiederum hängt die umfassende Wirksamkeit, womit er, selbst Geschichtswerte produzierend, in der Gegenwart mitlebt, ab von der Objektivität und selbstlosen Hingabe in der Beobachtung der in der Geschichte vorliegenden Wertbildungen. Der Historismus aber, der etwas geleistet zu haben glaubt, wenn er völlig neutrale Chroniken der vergangenen Zeiten und Kulturwerte produziert, weicht dem großdenkenden Geschichtssinn, der alle einzelnen Wertbildungen der Geschichte, ohne sie ihres relativen, unwiederholbaren Wertes zu berauben, doch stets in der Perspektive der Annäherung an letzte höchste Werte und Normen sieht und ordnet.

Es ist nun nicht zufällig, daß derselbe Theologe, der diese geschichtsphilosophischen Gedanken angeregt, auch die Frage der Absolutheit des Christentums in Angriff genommen hat zur großen Beunruhigung kirchlicher Kreise, die ihre Gewißheit bedroht fühlen, wenn auch die christliche Wertbildung in die Relativität der geschichtlichen Entwicklung hineingezogen wird. In der Tat muß das Christentum teilnehmen an der Relativität aller geschichtlichen Wertbildungen; als Historiker können wir kein Urteil darüber abgeben, ob Jesu Persönlichkeit und die von ihr ausgehenden Wirkungen ihre Geltungskraft, wie wir sie heute noch erleben, in demselben Maße auch künftig für immer beibehalten werden. Wir kennen

als Historiker das Christentum und die Person Christi nicht als absolute, nur als relative Größe.

Ist denn nun diese an kirchliche Voraussetzungen ungebundene, von der Pflicht der Voraussetzungslosigkeit getragene historische Wissenschaft der Theologie für die Kirche so unerträglich? so grundstürzend? Gewiß, der Fromme verlangt als Grundlage für sein Glaubensleben etwas Festes, Fertiges, eine absolute Gewißheit. Aber verlangt er denn, daß die Wissenschaft, die Theorie, der erkennende Verstand sie ihm darbiete? In der Tat, von seiner absoluten Giltigkeit für das fromme Gemüt, hat das Christentum gar nichts ein durch die wissenschaftliche Erkenntnis seiner Relativität. Mag theoretisch die Möglichkeit einer Weiterbildung der Religion, einer höheren Wertbildung oder einer anderen Bewertung der Person Christi zuzugeben sein — für unser subjektives Glaubensleben ist das Christentum und die Person Christi die nicht zu überbietende, uns völlig befriedigende Offenbarung. Die Wissenschaft hat der Kirche überhaupt nicht Erbauung, Stärkung, Erhöhung, Versicherung der Frömmigkeit zu bieten, sondern einfach nur reine, nüchterne, klare und freie Erkenntnis ihrer Gesetze und Werte. Und die Kirche täte gut, sich zu freuen über diese Befreiung ihres intimen Lebens von der Diktatur der absoluten Wissenschaft. Unser Gottes- und Unsterblichkeitsglaube ist glücklich befreit von den vermeintlichen Beweisen der Wissenschaft; sollte der Glaube an Christus als den Weg zum himmlischen Vater nicht auch eigenständig, frei werden von den apologetischen Künsten einer voraussetzungsgebundenen Wissenschaft? Es ist ein Rest des alten Intellektualismus, daß man sich so anklammert an die wissenschaftlich unbegründete Formel der Absolutheit des Christentums. Je mehr das Leben des frommen Gemüts gründen wird in der stillen Intimität seiner Erfahrungen und Erlebnisse, desto freier wird es der theologischen Formel gegenüberstehen.

Einen ebenso großen Dienst leistet die voraussetzungslose geschichtliche Theologie der Kirche, wenn sie, eben durch die Betonung des relativen, doch unwiederholbaren Wertes der einzelnen geschichtlichen Gebilde, die Gegenwart der Kirche befreit von ihrer Geschichte. Ist es nicht die Last der Geschichte, ihrer zeitgeschichtlich bedingten Denkformen und Wertmaßstäbe, worunter

so Vielen, Geistlichen wie Laien, das frohe Gefühl voller Gleichzeitigkeit und ungezwungener Teilnahme erstirbt? Wird das Christentum als das unendlich bewegliche, jeden neuen Kulturwert in sich aufnehmende Ganze erkannt, das nie fertig ist, weil es morgen schon mehr in sich begreift als heute, dann kann jeder den gottgegebenen Wuchs seines inneren Lebens mit hineinbringen in das Leben der Gemeinschaft und darin die Erhebung der subjektiven Werte zu ewigen Normen erleben. Ist es aber ein wahres Wort Harnacks, daß die Religion, einmal geschaffen und formiert, stets hinter dem Fortschritt der Gesamtentwicklung zurückbleibt, weshalb ein Teil der öffentlichen Religion stets superstitio und bloßes Ritual ist, nun dann ist eben die voraussetzungsfreie Theologie dazu berufen, der Kirche die volle Gegenwart des Kulturlebens und die Pflicht des gleichzeitigen Fortschreitens mit ihr vor Augen zu halten. Sonst kommt sie dazu, was ihr heute nicht die Feinde bloß nachreden, das wahrhaft Abnorme für das Normale zu halten und in ewigen Akkommodationen an vergangene Denkformen und Werte die beste Kraft zu verzehren.

Vor Allem aber kann eine an Voraussetzungen äußerlich nicht gebundene Wissenschaft der Kirche den Wirklichkeitssinn stärken, kann sie sehen lehren, was wirklich da ist und was Wert und Geltungskraft in der Gegenwart hat. In dieser Hinsicht ist der praktischen Theologie in den letzten Jahren ein wichtiger Dienst gegen die Kirche zugewachsen: sie hat die religiöse Psychologie und die religiöse Volkskunde in ihr Programm aufgenommen, um die religiöse Empfänglichkeit und den religiösen Aneignungsprozeß der einzelnen Subjekte wie ganzer Gruppen im Volk zu erforschen und die Uebermittlung der Religion in Predigt, Unterricht und Seelsorge dem Seelenboden entsprechend zu gestalten. Überall tritt an Stelle der Deduktion und der absoluten Zumutung eines fertigen Stoffes die Induktion der psychologischen Voraussetzungen in den Subjekten und ein relatives, stufenmäßiges Angebot eines in steter Bewegung befindlichen, darum akkomodationsfähigen Stoffes.

Leistet die Theologie somit der Kirche um so sicherer einen unersetzlichen Dienst, je weniger sie bei ihrer geschichtlichen, teils Gesetze, teils Werte suchenden Arbeit an die Lehren und Bedürfnisse der Kirche denkt, so hängt von der kirchlichen Ungebunden-

heit und Voraussetzungslosigkeit zugleich der ganze Einfluß der Lehrer auf die Bildung wissenschaftlicher Charaktere ab. Einem Lehrer, dem die Freiheit der Forschung spürbar gebrochen ist, fehlt der Kredit der vollen Integrität und Wahrhaftigkeit. Es bleibt nun einmal eine Spannung zwischen dem Glauben, der Ruhe und Selbigkeit begehrt, und dem wissenschaftlichen Drang, der rastlos nach Sauberkeit und Klarheit auch in den schwierigsten, ja gerade in den gefährlichsten Fragen verlangt. Ist denn unser Christentum eine so wenig normal entwickelte, eine so schwächliche Pflanze, ein so altes, schonungsbedürftiges Wesen, daß es vor dem vollen Zugwind der Zeit geschont werden müßte? Nein, nur wer mutig und voll Zuversicht zur selbständigen Lebenskraft der Religion sie einer unvoreingenommenen Prüfung aller ihrer Voraussetzungen unterwirft, gilt als wissenschaftlicher Charakter und kann solchen bilden.

Der allein kann aber auch Vertrauen dazu erwarten, daß die Positionen, die er festhält, nicht bloß Nachwirkungen seiner anerzogenen Wert- und Vorurteile, sondern selbsterworbene, wissenschaftlich erprobte Erkenntnisse sind. Wenn man aber da und dort die Besorgnis ausgesprochen findet, daß am Ende die Voraussetzungslosigkeit der Theologie auch das Christentum als Voraussetzung wegräumen könnte, so ist theoretisch diese Möglichkeit wohl zuzugeben; aber wer aus wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit mit dem Christentum gebrochen hätte, dem wäre gewiß die Gewissenhaftigkeit zuzutrauen, daß er sich freiwillig von der Mitwirkung in einer theologischen Fakultät zurückzöge. Im Übrigen gibt die Erfahrung gerade mit konfessionell ungebundenen Theologen wahrlich kein Recht zu der Befürchtung, daß das Irwerden an der unübertreibbaren Größe und Herrlichkeit unseres in Christus Wirklichkeit gewordenen Gottesglaubens bei solchen, die aus wirklichem Interesse für denselben an die Prüfung seiner Voraussetzungen herangegangen sind, je mehr als ein seltener Ausnahmefall sein werde. Wenn man freilich das Christentum mit irgend welcher sei es auch der ersten, kräftigsten oder der zweiten, reformatorischen Erscheinungsform gleichsetzt, dann wird man des öfteren erleben, daß die Kollisionen zwischen den Verpflichtungen der Loyalität und des Wirklichkeitssinnes unerträglich

werden. Wenn man aber, wozu eben die geschichtliche Auffassung des Christentums als eines vielerlei Wertbildungen durchlaufenden Ganzen hilft, das Christentum für eine im Grunde einfache Sache des Herzens und Gewissens hält, so erfordert die Grundstellung dazu nicht komplizierte, immer neue Entscheidungen, die etwa von neuen Studien immer wieder bedroht würden, sondern eine verhältnismäßig einfache Entscheidung über Erfahrungen und Erlebnisse, die, wo sie einmal uns geworden sind, sich uns im persönlichen Leben immer wieder darbieten. Und wenn alle Einzelheiten des Geschichtsbildes Jesu in Frage gestellt würden, der Gesamteindruck seiner Erscheinung auf seine Zeit und auf alle Zeiten bleibt eine der sichersten Tatsachen der Geschichte.

Darum sehen wir völlig getrost in die Zukunft unserer theologischen Fakultäten. So lange sie an ihre wissenschaftliche Freiheit ebenso wie an ihre freiwillige Selbstbindung an die großen Werte und Normen des Evangeliums glauben, dabei stets zur Selbstkorrektur ihrer Voraussetzungen durch fortgehende Detailforschung und erweiterten Blick in die mannigfachen Werte des Geschichtslebens bereit sind, ohne doch ängstlich stets eine mögliche Erschütterung ihrer Grundlagen zu befürchten, so lange werden sie vollberechtigte Glieder der universitas litterarum bleiben und zugleich gerade durch den ernsten Willen der Voraussetzungslosigkeit einer Kirche dienen, die von Anbeginn nicht durch geschlossene Einheit der Lehre, sondern durch die nur an Christus gebundene Freiheit des individuellen Gewissens groß und segensvoll geworden ist für unser Volk und Vaterland.

